Im Banne alter Basler Lotterien

Autor(en): Eugen A. Meier
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1964

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/deff1fa3-baca-4673-be94-4bb04bffe59b>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Im Banne alter Basler Lotterien

Von Eugen A. Meier

Die aufreibende, brodelnde Atmosphäre unseres Zeitalters fördert des Menschen Hang, um die Gunst der Göttin Fortuna zu buhlen, heftiger denn je. Das Streben nach materiellem Reichtum, die Neigung zum Spielen, das Bedürfnis nach Spannung und Faszination haben das Heer der Glücksritter unübersehbar werden lassen. Glücksspiele aller Art rufen denn auch ohne Unterlaß verlockend zum Einsatz und versprechen Lichterglanz im trüben, harten täglichen Existenzkampf. Und wer möchte nicht nach den Sternen greifen . . .

Aus der Vielfalt der Spielmöglichkeiten wollen wir die Variante «Lotterie» näher betrachten. Die Umschreibung dieses Vorgangs hat der berühmte Jurist Ernst Blumenstein treffend formuliert: «Als Lotterie gilt jede Veranstaltung, bei der gegen Leistung eines Einsatzes oder bei Abschluß eines Rechtsgeschäftes ein vermögensrechtlicher Vorteil als Gewinn in Aussicht gestellt wird, über dessen Erwerbung, Größe oder Beschaffenheit planmäßig durch Ziehung von Losen und Nummern oder durch ein ähnliches, auf Zufall gestelltes Mittel entschieden wird.» Praktisch erwirbt also der Spieler durch den Kauf eines Loses das Recht zur Teilnahme an der Lotterie. Der Lotterieunternehmer geht seinerseits die Verpflichtung ein, durch die Annahme des Einsatzes den von ihm aufgelegten Lotterienplan zu befolgen; er wird immer versuchen, durch einen optimalen Losverkauf ein Maximum an Einnahmen zu erzielen, um dadurch seinem Unternehmen einen finanziellen Erfolg zu sichern.

Die Begründungen, mit welchen das Lotteriewesen im alten Basel in der Öffentlichkeit gestützt und gefördert wurde, waren mannigfaltig und trugen meist den Charakter der Wohltätigkeit und der Nächstenliebe. Die Erträge waren für die Allgemeinheit oder für Einzelne, von erbarmungslosem Schicksal Ereilte, bestimmt. Immer aber sollte eine Lotterie einen Akt

der Solidarität darstellen, und gar oft hat diese aus der Gemeinschaft der Bürger herausgewachsene Aufforderung zum Geben schönste Blüten getrieben.

Die älteste in der Schweiz bekannte Form von Lotterien finden wir unter der Bezeichnung «Glückshafen». Als neuartiges Vergnügen ist diese Lustbarkeit 1467 auf dem Armbrustschießen zu München erstmals dem Publikum dargeboten worden. Nach einem durchschlagenden Erfolg in der bayerischen Metropole haben die Werbeschreiben für Schützenfeste auch in den umliegenden Ländern meist den Hinweis getragen, daß den Wettkämpfern und den Besuchern ein mit begehrenswerten Herrlichkeiten ausgestatteter Glückshafen zur Verfügung stehe.

Aus Anlaß des der freien Stadt Basel von Kaiser Friedrich III. verliehenen Privilegs, zweimal im Jahr eine Messe abhalten zu dürfen — die eine jeweilen vierzehn Tage lang vor Pfingsten, die andere vierzehn Tage vor Martini —, ist der Glückshafen 1471 auch bei uns heimisch geworden. Das Glücksspiel sollte in erster Linie als zügige Reklame Gäste von nah und fern in die Rheinstadt locken, doch war es überdies zur frohen Unterhaltung der Einwohnerschaft gedacht. Zur Messezeit wurden die Spielregeln samt den in Aussicht stehenden Gewinnen am Rathaus — wo ein mächtiger Glückshafen als Aushängeschild plaziert wurde —, am städtischen Kaufhaus — in welchem sich der geschäftliche Teil der Messe im wesentlichen abwickelte — und an der Rheinbrücke angeschlagen. Nachdem die Messe ihre Pforten geschlossen hatte, erreichte die unter obrigkeitlicher Aufsicht und Garantie stehende Lotterie ihren Höhepunkt: unter der gestrengen Kontrolle der hiezu Abgeordneten fand öffentlich die Ziehung statt. Aus dem Jahre 1472 sind Schriftstücke erhalten geblieben, aus denen wir den Ablauf des vom Volk mit Ungeduld erwarteten Ereignisses ersehen können:

«Es sei zu wissen, daß die Stadt Basel auf die nächste Sankt Martinsmesse folgende Gaben zur Verlosung bringen wird. Einen silbernen ‚Kopff‘ — Trinkgefäß — zu 35 Gulden und einen solchen zu 25 Gulden. Einen silbernen Becher mit Dekkel zu 20 Gulden. Einen silbervergoldeten Frauengürtel zu

14 Gulden. Eine silberne Schale zu 9 Gulden. Einen goldenen Ring zu 5 Gulden. Ein silbernes Rohr auf dem Hut zu tragen — diente zum Einstecken des Federbusches —, zu 2 Gulden u. a. m. Dem ersten Los, das gezogen wird, sowie dem letzten fällt je ein Gulden zu. Wer die ihm zustehende Naturalgabe nicht annehmen will, hat Anrecht auf die entsprechende Entschädigung in Geld. Alle Personen, seien sie geistlichen oder weltlichen Standes, Männer oder Frauen, jung oder alt, die ‚obenthuren‘ — den Gwunder miterleben wollen — haben ihre Namen im Richthaus, dem Rathaus, zu Basel eintragen zu lassen und für jeden Namen einen Plappart — alte Basler Silbermünze, einem Schilling entsprechend — in den bei der Safranzunft stehenden Hafen einzulegen. Jene, die einen Gulden in Gold — 23 Plappart — erlegen, erhalten 25 Zettel — also pro Dutzend ungefähr ein Gratislos. Wem das Glück hold ist, dem soll unter den Augen der geordneten Ratsboten und Schreiber der Preis ausgehändigt werden.»

In die Glückshafenbüchlein, welche zu einer ungemein wertvollen Fundgrube für Genealogen, Historiker und Volkskundler geworden sind, haben sich in den ersten Jahren um 10 000 Teilnehmer einschreiben lassen. Damit die ausgeschütteten Treffersummen von 101, 145 und 173 Gulden amortisiert werden konnten, mußten somit zwischen 2300 und 4000 Lose verkauft werden; die effektiv ausgezahlte Stückzahl dürfte indessen jeweilen beträchtlich höher gewesen sein.

Während der Messe wurden noch weitere amüsante Vergnügungsspiele abgehalten: Pferderennen, Gabenschießen und, vor dem Steinentor, Wettläufe über 250 Schritt für Frauen und über 400 Schritt für Männer. Den beiden Schnellsten winkte je ein Baumwolltuch zu 1½ Gulden als Siegespreis.

Auch andere Schweizer Städte übernahmen bald diese stimulierende, rentable Einrichtung. Basler Büchenschützen sind 1504 am großen «Schießbet» in Zürich, dem letzten rauschenden Fest der vorreformatorischen Eidgenossenschaft, vom Glück mächtig begünstigt worden, denn ihnen ist mit 45 Gulden der dritthöchste Preis zugefallen. Nicht so, wie vielen unter den rund 24 000 Einlegern, dem wohlbegüterten Jakob

Wirz, der trotz 61 Eintragungen nicht unter den Gewinnern figurierte.

Ebenfalls aus der Limmatstadt vernehmen wir, daß die Zürcher Anno 1576 bei ihrer Wasserfahrt mit dem glückhaften Schiff nach Straßburg, die nur einen Tag dauerte, den Hirsetopf — nachdem sie den in Zürich gekochten Brei auf der Ratsstube ihrer Freunde in Straßburg noch warm servieren konnten — als Glückshafen verwendeten. Dieser mag sich mit seinem schmalen Hals, der das Erkennen der Lose beim Herausnehmen verunmöglichte, besonders gut dazu geeignet haben.

Als Basler Ratsherren 1517 der Innerschweiz eine mehrtägige freundeidgenössische Reverenz erwiesen, dürften sie sich auf den besuchten Kilben und Schießen auch fleißig im Glückshafenspiel geübt haben. Übrigens fand 1523, vielleicht im Andenken an die herzliche Aufnahme, der sich die Basler Regierung bei jener Reise überall erfreuen durfte, unter glänzenden Verhältnissen das erste eidgenössische Freischießen in Basel statt.

Der überaus rege Zuspruch zu den Glücksspielen hatte schon nach kurzer Zeit ein ungesundes Klima geschaffen, weil die Lotterie einfach an keinem weltlichen oder kirchlichen Fest mehr fehlen durfte. Mit einem geringen Einsatz wollte jedermann seine Chancen wahren, und blieb es nicht beim gelegentlichen Spaß, dann war es meist ein kleiner Schritt bis zur gefährlichen Leidenschaft. Besonders ungebildete Volkskreise ließen sich immer tiefer in den turbulenten Strudel einer allgemeinen Spielwut hineinreißen, wandten sich vom ehrlichen Broterwerb ab und ergaben sich dem Müßiggang. Das mag Christian Wurtsen in seiner Chronik der Stadt Basel 1585 bewogen haben, zu bemerken, daß die an allen Orten aufgestellten Glückshafen nicht von Gutem seien, weil das Volk diesen Spielen sehr ergeben sei. Auf der Landschaft vernügte man sich gleichfalls mit großem Eifer mit Lotterien. Der Koler ab dem Nußhof ließ um Lebkuchen spielen, ein gewisser Knechtlin zog mit dem Spielbrett im Lande herum und sorgte dafür, daß törichte Leute bei ihm ihr Geld verspielten, auch der Krämer von Zeglingen verleitete mit seinen attraktiven Preisen die Dorfbewohner zum Lötterlen. Die be-

sorgten Seelenhirten hatten ihre liebe Mühe, der allmählich bedenklich werdenden Lage Herr zu werden, und sie klagten entrüstet: «es ist schändlich, um Brot zu spielen», «unter dem Volke ist nichts gemeiner, als ganze Nächte lang zu spielen», «das hochschädliche Laster des verderblichen Spielens», «ganze Gemeinden werden in ihrem bisherigen Wohlstande empfindlich geschädigt» usf.! Obwohl der Fiskus durch diese Volksbelustigungen erhebliche Einnahmen zu verzeichnen hatte, mußte die Obrigkeit dem fieberhaften Trend energisch Einhalt gebieten und den Spielbetrieb durch Erlasse bevormunden; die Veranstaltung von Lotterien wurde der behördlichen Genehmigungspflicht unterstellt.

Die Möglichkeit, jeden Gegenstand gegen jede Gefahr versichern zu können, ist eine relativ moderne Erscheinung. Im alten Basel waren solch' segensreiche Sozialwerke noch ein unbekanntes Gefüge. Wer an Leib und Gut Schaden erlitt, hatte für diesen selbst einzustehen. War der Staatshaushalt gesund und leistungsfähig, dann durfte von seiner Seite ein kleiner Beitrag erwartet werden, doch auch so blieb die Not noch groß genug. Wessen Haus der rote Hahn in Asche legte, dem wurde erlaubt, mit einem vom Rat gefertigten Brandbrief seine Mitmenschen um eine Steuer anzugehen. Aber es gab auch andere Wege, um das Herz der vom Unglück Verschon-ten zu erweichen; einer davon führte zur Lotterie.

In den ersten Tagen des Jahres 1743, in einer bitterkalten Winternacht, begann in der Kammradmühle an der Webergasse 21 ein Brand auszubrechen, der viel Leid auslösen sollte. Der Müller Hans Georg Jäger aus Lindau legte sich, nachdem er seinen Gästen — zwei elsässischen Bauern aus Thannenkirch, die ihr Getreide zur Mühle führten — Spreuersäcke als Nachtquartier zugewiesen hatte, mit seiner Familie zur Ruhe. Es mag nach 2 Uhr gewesen sein, als die Schlafstube plötzlich von einem dicken Rauch überflutet wurde, der, vom Feuerherd unter dem Mühlstuhl erzeugt, das ganze Haus durchzog. Mit großer Not gelang es dem Müller, seine vier kleinen Kinder durch ein Fenster ins Freie zu retten, ehe lodernde Flammen sein Hab und Gut verzehrten. Die Feuerglocke im Rathaus — dem Kleinbasler Rathaus bei der Rheinbrücke —

wurde sofort geschlagen, und die Turmbläser erinnerten mit eindringlichem Trompetenspiel Feuerhauptleute und Brandknechte an ihre verantwortungsvolle Bürgerpflicht. Die Löscharbeiten, an denen sich auch ein hilfsbereiter Trupp Badener aus dem benachbarten Weil beteiligte, gestalteten sich schwierig, weil die Gerätschaften mangelhaft und die Ledereimer undicht waren. Als tags darauf das Feuer noch nicht völlig eingedämmt war, ermächtigte die Regierung den Lohnherrn — Chef des Werkhofs und der städtischen Magazine —, nötigenfalls Landvolk aus dem untern Baselbiet zum Frondienst an die Brandstätte zu beordern. Trotz größtem Einsatz brannte die Mühle bis auf den Grund nieder, aber auch anstoßende Häuser wurden sehr stark beschädigt. Eine einstürzende Mauer verletzte 6 Personen teils gefährlich, teils gar tödlich. Verschiedene Männer wurden nach dem traurigen Ereignis, dem die Bevölkerung echte Anteilnahme entgegenbrachte, für ihre mutige und selbstlose Mithilfe belohnt; besonders der «große Schweitzer», der Gerbergeselle, der während 5 Stunden im niedern Teich stand und unaufhörlich Wasser schöpfte. Dagegen mußten mehrere Untertanen gemäßregelt werden, weil diese durch übermäßigen Schnaps- und Weingenuß arbeitsunfähig wurden und viel Ärgeris erregten.

Der Rat hatte sich in der Folge öfter mit den Brandgeschädigten zu befassen. Einige Ansprüche wurden ganz oder teilweise anerkannt, andere abgelehnt. So wurden dem Schuhmachermeister Isaac Eckenstein 1 Sack Mischelfrucht und 10 Pfund an Geld zugesprochen, obwohl er nicht viel besessen und deshalb auch nicht viel verloren haben könne. Dem unglücklichen Müller Jäger wurden, nachdem er und seine Frau bei ihrer Einvernahme im Spalenturm beteuerten, daß sie keinerlei Schuld treffe und daß auch kein Tabak «getrunken» worden sei, statt den verlangten 200 Pfund nur deren 15 übergeben mit der Auflage, die Stadt schleunigst zu verlassen. Langfädig verliefen die Verhandlungen mit den Hauptgeschädigten. Seidenfärber Friedrich Ludwig Meyer und dessen Schwäger, Sensal Hans Heinrich Respinger und Spezierer Hans Jacob Mosis, als Besitzer der Kammradmühle begeherten, daß die Mühle durch die Stadt wieder aufgebaut werde. Der

Rat trat nach gründlicher Prüfung jedoch auf dieses Ansuchen nicht ein, bewilligte dafür eine einmalige Entschädigung von 600 Pfund, was der Möglichkeit eines Darlehens von 4000 Pfund mit 10jähriger Laufzeit vorgezogen wurde. Diese Summe reichte aber kaum für die Fundamente, und da Meyer die veranschlagten Baukosten von 4835 Pfund — ohne Mühlwerk — nicht aufbringen konnte, forderte der Rat die Rückerstattung der ausbezahlten Entschädigung, wenn die Mühle nicht durch den Eigentümer oder einen allfälligen Käufer wieder aufgebaut werde. Beim herrschenden Überangebot auf dem Immobilienmarkt — es waren gegen 100 Häuser zu verkaufen — war es aber absolut unmöglich, den Bauplatz zu veräußern. Und da auch auf den hiezu besonders einberufenen Ganten kein Erfolg einkehrte, verblieb der Familie Meyer das Brandobjekt auf Jahre hinaus. Erst Anno 1756 konnte in Kleinhändler Samuel Steinbrunn ein ernsthafter Interessent gefunden werden. Die Kammradmühle, auf welche 1389 El-sina Kampradin für ihr und ihres Gatten Seelenheil eine Jahrzeit stiftete, ist durch die Steinbrunner wieder aufgebaut worden, und der gemüthliche Müllereibetrieb hat darauf seinen Fortgang genommen.

Mit mehr Geschick hat Oberstmeister zum Rebhaus Heinrich Flick, Chirurg und Barbierer, seine Forderungen vertreten. Auch er erwartete, daß die Obrigkeit sein Haus «Zur kleinen Sonne» wieder aufbauen möge, wobei er einen angemessenen Zins zu entrichten bereit war, oder daß man ihm unter Umständen den Platz abkaufen werde, denn er fühlte sich außerstande, die von Baumeister Balthasar Hüglin errechnete Bausumme von 3608 Pfund erlegen zu können. Als seine Wünsche abgelehnt wurden, begehrte er 2000 Pfund und das Baumaterial dazu; doch auch ihm wurden schließlich nur 600 Pfund zur Verfügung gestellt. Flick war ob diesem Bescheide nicht zufrieden, denn er ließ den Rat durch Chirurg Daniel Beck und Gerber Ludwig Wenck — seine Schwäger — wissen, daß er nach den beigelegten Plänen eine Lotterie abhalten wolle und bat um Genehmigung. Der Rat beauftragte darauf Meister Fürstenberger, Meister Merian, Ratsherrn Iselin und Meister Bruckner, über dieses Vorhaben ein Gutachten einzu-

geben. Der Bericht der in dieser Sache Deputierten lautete beinahe gänzlich positiv. Allerdings solle Flick u. a. die Bücher selber führen, das Geld einkassieren und Leute suchen, welche ihm Garantie leisten; die Bewilligung wurde in diesem Sinne denn auch erteilt. Flick zeigte in seinem ersten Vorschlag an, daß zu einem christlichen Endzweck eine Lotterie durchgeführt werde. Vermögliche Ehrenleute sollen daran teilnehmen, aber nicht in erster Linie, um sich zu bereichern, sondern um der guten Sache wegen. Die Lotterie, welche nach 5 Monaten ihren Abschluß finde, werde in 4 Klassen abgehalten. Jedermann könne an allen 4 Ziehungen, die im Abstand von jeweilen einem Monat erfolgen, teilnehmen, und um der Sicherheit willen und damit es nicht versäumt werde, sollen am besten alle 4 Billette miteinander gekauft werden. Die Ziehungen würden auf den hiesigen Ehrenzünften unter der hohen Inspektion und Direktion einiger Herren Klein- und Großräte und weiterer Persönlichkeiten öffentlich und getreulich vorgenommen. Auch dann, wenn nicht alle Lose gezeichnet seien. Jedoch hätten in diesem Falle die Gewinner ihre Guthaben in Geld und Losen, für die nächsten Ziehungen aufgeteilt, entgegenezunehmen. Nach jedem Klassenzug würden Ziehungslisten gedruckt und abgegeben, damit jedermann sein Schicksal selbst ersehen könne. Die Gewinner hätten 10% von ihrem glücklichen Anteil an die auf unschuldige Weise durch eine böse Feuersbrunst arg geschädigte Familie im Mindern Basel abzuliefern. Der vorgelegte Lotterieplan hatte folgendes Aussehen:

Einnahmen:	1. Klasse:	4000 Billets à	1 Pf. =	4000 Pf.
	2. Klasse:	4000 Billets à	2 Pf. =	8000 Pf.
	3. Klasse:	4000 Billets à	3 Pf. =	12000 Pf.
	4. Klasse:	4000 Billets à	4 Pf. =	16000 Pf.
		<u>16000 Billets à</u>	<u>10 Pf. =</u>	<u>40000 Pf.</u>
Ausgaben:	1. Klasse:	304 Preise u. Prämien =	5110 Pf.	
	2. Klasse:	304 Preise u. Prämien =	7400 Pf.	
	3. Klasse:	308 Preise u. Prämien =	9750 Pf.	
	4. Klasse:	533 Preise u. Prämien =	17740 Pf.	
		<u>1449 Preise u. Prämien =</u>	<u>40000 Pf.</u>	

Die Prämien fielen den Losen zu, die als erste und letzte, oder vor und nach dem höchstdotierten Los gezogen wurden.

Später gelangte der unermüdliche Flick wieder an die Obrigkeit und wünschte, daß zu seinen Gunsten in den Kirchen eine Kollekte aufgenommen werde. Auch dies bewilligte der Rat, indem er den Pfarrherren mitteilen ließ, daß am nächsten Sonntag in der Morgenpredigt die Gläubigen mit kräftigen Ermahnungen an die Gutherzigkeit erinnert werden sollen und zuverlässige Bürger mit dem Einsammeln der Gaben unter den Kirchtüren beim Ein- und Ausgehen zu bestimmen seien. Die Mildtätigkeit war entsprechend dieser Empfehlung rührend: Münster 680 Pfund, St. Peter 297 Pfund, St. Leonhard 195 Pfund, Kleinbasel 138 und Französische Kirche 93 Pfund. Wenn wir diese freiwilligen Zuwendungen — über 1400 Pfund — mit den Baukosten vergleichen, können wir die Spendefreudigkeit im alten Basel ermessen. Oberstmeister Flick, der in seinem 78. Lebensjahr noch als Rats Herr zum Goldenen Stern in den Kleinen Rat einzog, hat die Bruderliebe seiner Mitbürger in reichem Maße erfahren dürfen, was ihm ermöglichte, «daß er eine weit anmuthigere Wohnung hat bauen können, als er vorher gehabt».

Neben Lotterien in der eben beschriebenen Form wurden dann und wann, nach gründlicher Prüfung, auch solche bewilligt, welche einzelnen, in finanzielle Bedrängnis geratenen Händlern und Handwerkern helfen sollten, ihre Waren rasch und gewinnbringend verkaufen zu können. Der Rat konnte durch die weise Handhabung seiner rechtlichen Mittel manchen mit einer Lotterie Begünstigten vor dem Verderben bewahren und dessen Gläubiger vor beträchtlichen Verlusten schützen. Aus dem 18. Jahrhundert besitzen wir verschiedene konstruktive Beispiele, welche solche Warenlotterien trefflich illustrieren.

Leonhardt Gutt, der schwer in Schulden steckte, wurde 1718 beim Rat vorstellig, um für die Bewilligung zur Abhaltung einer kleinen Lotterie einzukommen. Auf die Eingebung einiger Freunde sei er auf die Idee gekommen, verschiedene Waren, die er ohne weiteres entbehren könne, zu verlosen. Er beabsichtige, ungefähr 1000 Zettel zu je einem Gulden aus-

zugeben; ein Viertel der Lose werde gut und drei Viertel werden blind sein. Bei dieser Gelegenheit wolle er nicht unterlassen, wohlthätig zu sein, und er verspreche, für die durchreisenden Armen 50 Pfund und dem Waisenhaus 25 Pfund zu spenden, wenn sein Unternehmen einen guten Abschluß gefunden habe. Dazu verpflichtete er sich, um einen reibungslosen Ablauf der Lotterie besorgt zu sein, und bitte, es möchten einige Herren zu seiner Unterstützung abgeordnet werden. Der Kleine Rat entsprach dem Begehren des verarmten Caffemanns, aber ohne dessen Lotterie zur Seite zu stehen.

Gutt zeigte auf diesen günstigen Bericht die Preise seiner Lotterie an:

1 extra schöne Uhr mit Viertelstundenschlag in prächtig eingelegtem Gehäuse zu	88 Gulden
6 neue mit Stoff überzogene Sessel und 1 großer Lehnstuhl	80 »
1 französisches Bett mit feinem Inhalt und elegantem Überzug	70 »
1 Pferd samt Sattel mit 2 Pistolen und Geschirr	44 »
1 silbervergoldeter Degen	22 »
1 vielteiliges ostindisches Kaffeeservice	20 »
1 messingbeschlagenes Gewehr	16 »

und dazu eine Menge Kleinigkeiten und Colonialwaren wie Schokolade, Tabak, Wein, Schnaps und Sirup.

Auch ein markgräflicher Baden-Durlachischer Bergrat fand es nicht unter seiner Würde, sich in eigener Sache mit dem Lotteriegeschäft zu befassen. Es war der Goldschmied Gabriel Kadauw aus Danzig, der, als äußerst kunstfertiger Mitarbeiter von Johann Ulrich Fechter II. bekannt, für viele Jahre in Basel Wohnsitz genommen hatte. Später kaufte er in Lörrach ein Haus mit Stallung, Gemüsegärten und Reben, wo er sich dann auch vorzugsweise aufgehalten hat. Im Frühjahr 1731 bewarb sich der berühmte Künstler schriftlich um die Bewilligung, eine kleine Lotterie mit allerhand Silberarbeiten veranstalten zu dürfen. Die Ratsherren erlaubten dies und waren auch mit einer öffentlichen Propaganda einverstanden. Sie verlangten aber, daß jemand von den Herren Vorgesetzten zu

Hausgenossen und ein unparteiischer Notar der Ziehung beizuhelfen. Einige Tage später behandelte der Rat nochmals das Begehren, was zur Folge hatte, daß der Hausgenossenzunft aufgetragen wurde, besorgt zu sein, daß das Publikum durch diese Lotterie keinen Schaden erleide.

1780 wurde Altlandvogt Grimm die Bewilligung erteilt, zur Sanierung seiner Finanzen eine Lotterie durchzuführen. Um sein vor dem St. Albantor liegendes Holz flugs verkaufen zu können, gaukelte er seinen Mitbürgern vor, daß sein Glücksspiel die einzige Möglichkeit sei, billig Holz erwerben und obendrein einen erklecklichen Geldpreis gewinnen zu können. Denn jeder, der bei Martin Bruckner in der Aeschen Name und Nummer habe eintragen lassen, könne gegen Vorweisung des Billets, das 11 Gulden koste, sofort ein Klafter Buchenholz beziehen und müsse nicht bis zur Ziehung warten. Wer einen Geldpreis gewinnen werde, dem werde der Wert des Holzes in Abzug gebracht. Aus Grimms Lotterienplan ist zu entnehmen, daß die Einnahmen von 11 450 Gulden — worin der Beitrag des Veranstalters von 450 Gulden inbegriffen ist — den Teilnehmern ungeschmälert in Form von Holz- oder Barpreisen — Maximaltreffer: 300 Gulden — zugute kommen werden.

Meister Johann Jacob Bossard, der Uhrmacher, hatte in den 1790er Jahren aus Mangel an anderer Arbeit — weil sein Beruf so schlecht gehe — neun Pendulen angefertigt, in der Hoffnung, damit sein Brot verdienen zu können. Doch er hatte sich geirrt, denn es fanden sich für seine prächtigen Uhren keine Liebhaber. Und da sich mit der Zeit Fassung und Mode der Kästen hätten ändern können, was den Verkauf sowieso verunmöglich hätte, kam er auf den Gedanken, die Werke seiner Kunst durch eine Lotterie zu veräußern.

Der Rat wies sein Begehren zum Bericht an Meister und Vorgesetzte E. E. Zunft zu Schmieden, bei welcher die Uhrmacher zünftig waren. Diese beauftragten zwei Uhrmachermeister, über die fraglichen Pendulen ein fachmännisches Urteil zu erstatten. Und weil das Rapportierte ein günstiges Bild ergab — da solche Uhren auch von Fremden nicht wohlfeiler könnten angeboten werden — und auch der Zunftvorstand

dem Bossard einen Erfolg von Herzen gönnte, gaben die Rats-herren ihre Zustimmung. Der wackere Handwerksmeister ließ hierauf seine Uhren auf der Zunftstube der Schmiede zur Schau stellen, legte 200 Zettel zur Zeichnung auf und kassierte dafür 200 neue Thaler.

Auch Johann Valentin Krehmer aus Wendelsheim, der von 1791 bis 1840 in Basel als Instrumentenmacher tätig war, bemühte sich mit Erfolg um eine Lotteriebewilligung. 1799 gelangte er mit dem Gesuch an die Verwaltungskammer des Kantons Basel, ein Fortepiano verlosen zu dürfen. Er habe einen großen Teil seiner Arbeitszeit zum Bau dieses Instrumentes verwendet, das die Vereinigung beinahe aller übrigen Instrumente in sich habe; es schmeichle ihm sogar, der Erste zu sein, dem es gelungen sei, ein Klavier mit so großer Vollkommenheit anzufertigen. Da er unendlich viel Zeit, Mühe und Aufwendung damit gehabt habe und er als Künstler sein Geld nicht lange in der Ware stecken lassen könne, so müsse er darnach trachten, die Frucht seiner Industrie möglichst bald in flüssiges Kapital zu verwandeln. Und da es in den gegenwärtigen Zeiten schwer halte, einen Käufer zu finden, weil das Instrument unter 100 Louisdor nicht könne weggelassen werden, so wolle er dieses durch eine Lotterie ausspielen. Die Gelegenheit wäre nicht ungünstig, da sich im Moment viele Fremde in der Stadt aufhielten. Dem Begehren wurde stattgegeben und die Munizipalen Merian, Hofmann, Reber, Segisser und Kern mit der Aufsicht über die 400 Billets à 1 Neuthaler umfassende, von Samuel Flick verbürgte Lotterie be-
traut. Doch als auch nach zwei Jahren noch keine Ziehung über das «Kunststück» veranlaßt worden war, wurde die Munizipalität ungeduldig und zitierte den geschickten Klavierbauer vor die Schranken. Über die Gründe befragt, erklärte dieser, der Absatz stocke sehr, er habe erst gegen 50 Lose anbringen können, und da er das Ende der Lotterie nicht absehe, erstatte er die einbezahlten Beträge zurück.

Die Qualitätsarbeit Krehmers scheint sich allmählich doch durchgesetzt zu haben, denn 1806 kündigte er seine Bude im Haus zur Kerze an der Gerbergasse 77 und kaufte mit dem Schreiner Ulrich Frey das Haus 259 B an der Hebelstraße 15

von der Witwe Elisabeth Salome Merian-Birr um 1300 Lousdor zu 16 Schweizerfranken. 1840 schließlich vertauschte er dieses Haus samt Nebengebäude, Remise, Stallung, Garten und Springbrunnen gegen das stattliche Gut des Marcus Huber in Mammern am Untersee, um dort in Muße seinen Lebensabend zu verbringen.

Eine Mission von größter sozialer Bedeutung hatte im alten Basel die Elende Herberge zu erfüllen. Ihr wurde die Aufgabe überbunden, durchreisenden Fremden — durch gerichtliche Verfügung aus der Heimat Ausgestoßenen, Pilgern aus allen Ländern und Armen aus der Nachbarschaft — Nahrung, Obdach und nötigenfalls auch Kleider und ärztliche Hilfe anzubieten. In vor den Toren angelegten Häuschen wurden täglich unzählige Bedürftige gesammelt und dann zu jeder Mahlzeit und zum Nachtquartier von den Bettelvögten in die Herberge geführt. Nach gewährter Verköstigung wurde den «Elenden» ein Zehrpfennig verabreicht, und hernach geleitete man sie unter die von ihnen gewünschten Tore, worauf sie weiter ihres Weges ziehen mußten.

Den Grundstein zu dieser menschlich ungemein wertvollen Institution legte der Krämer Hans Wyler, der die zusammengebrochene, 1345 erstmals erwähnte Armenherberge um die folgende Jahrhundertwende wieder aufbauen ließ. In Junker Conrad zum Haupt erwuchs, neben vielen großen und kleinen Spendern, dem Liebeswerk wenig später wieder ein hochherziger Gönner; er vergabte der edeln Stiftung seine ritterliche Hofstatt bei der heutigen Herbergsgasse samt dem kostbaren Hausrat und den erforderlichen Betriebsmitteln.

Allein diese reichen Legate der privaten Caritas reichten nicht aus, um die enormen Ausgaben mit eigener Kraft tragen zu können; wir wissen, daß 1586/87 gegen 40 000 Elende, was ungefähr dem dreifachen der damaligen Bevölkerung gleichkommt, in unserer Stadt Brot heischten. Almosen, in Kirchen und Wirtshäusern zusammengetragen, milderten die materielle Not der Herberge, doch das finanzielle Gleichgewicht konnte auch damit nicht erlangt werden. Was lag näher, besonders in Zeiten unmäßiger Teuerung, als die Gebe-

freudigkeit des Volkes durch Glücksspiele anzuspornen. Der Rat bewilligte solche Gesuche denn auch immer ohne Zaudern. Für das Jahr 1713 wurde, nachdem anstelle von Brot und Suppe nur noch die billigeren Reisgerichte ausgeteilt werden konnten, zugunsten einer «Ellenden- oder fremder durchreisender Armen-Herberg» eine große Lotterie ausgeheckt. Der ausgearbeitete Plan sah 10 000 Lose à 5 Gulden in Louisblanc vor. Die Gewinnsumme von 50 000 Gulden sollte an 3333 Preisträger ausgeschüttet werden, der Haupttreffer zu 2000 Gulden. In dieser «bösen Zeit» wurde trotz erwähnenswerter Beteiligung zahlreicher Miteidgenossen und Ausländer aber die Lotterie nicht voll gezeichnet, so daß die Plansumme um die Hälfte reduziert werden mußte.

Die Ziehung fand unter großem Aufwand vom 10.—23. Juli 1713 im Zunftthaus zu Safran, wo durch das Lohnamt zu diesem Anlaß eigens ein Gerüst aufgebaut worden war, statt. Die äußere Sicherheit gewährleisteten acht beim Stadtleutnant angeforderte Soldaten, während 2 Bläser für die musikalische Umrahmung besorgt sein mußten. Der Mischung der Zettel und der Ziehung der Lotterie, die von 4 Waisenknaben — welche man mit einem Basel-Plappart und einem Laib Brot pro Halbttag entlohnte — vorgenommen wurden, wohnten eine Abordnung des Rates, zwei Geistliche und zwei Notare bei. Den Bettelvögten und den Bläsern wurde von Zeit zu Zeit ein Schluck Wein aufgetragen; für den Abendtrunk des verantwortlichen Gremiums wurden jeweilen 4 Maß Wein bereitgestellt, und die Geistlichen und die Notare hatten überdies Anrecht auf Verpflegung. Nach jeder Verlosung wurden täglich 500 Ziehungslisten gedruckt und zu 3 Rappen das Stück an die Teilnehmer verkauft. Die Gewinne, von denen der 10. Teil jeden Betreffnisses an die Herberge abgeführt werden mußte, wurden 4 Wochen später bar ausbezahlt. Das an sich doch erfreuliche Resultat des gestarteten Unternehmens mag die Kollekttherren — mit der Aufsicht über die Armenherberge und das Almosen betraut — aufgemuntert haben, die angezapfte Geldquelle weiter auszubeuten. Und so verkündeten sie anläßlich der Schlußsitzung vor versammeltem Publikum, daß sie willens seien, eine zweite Lotterie von 25 000

Gulden zu arrangieren, welche noch vorteilhafter sein werde, und man daher einen schönen Erfolg erwarte.

Die eingelegten Zettel wurden gerne mit einem Sinnspruch geschmückt, von dem sich der Schreiber, mindestens im Dunkel seiner Seele, meist eine wirkungsvolle Schützenhilfe erhoffte; wir lassen eine kleine Auslese wiedergeben:

Gott zu Ehren und den Armen zu Trost.

Ein paar Ehevolck legen ein. Wünschen von Hertzen glücklich zu seyn.

Fünffzig Gulden will ich geben, nach Gewinn thu ich nicht streben, umm den Armen leg ichs ein, hof sie werden glücklich seyn.

Frisch gewagt ist halb gewonnen.

Den Armen zum besten legen wir ein. Was Gott beschehrt soll den Armen seyn.

Was man den Armen gibt ist ohnverlohren.

Gott geb demjenigen, das ihm gefällt.

Eine Mutter sambt zehen Kinderen wünschen den Armen Gottes reichen Segen.

Wer den Armen gibt hat nimmer kein Mangel.

Was böse Leuchte mir genommen, hoff ich in der Lotterie wieder zu bekommen.

Und ich heiß Mähl. Was ich bekomme, das jag ich durch die Kähl.

Wer mir will mein Glück vergönnen, muß das Handwerk besser können.

Überaus häufig waren Gesuche um Zulassung auswärtiger Lotterien. Die breit angelegten Veranstaltungen sollten durch Naturereignisse verursachte Schäden decken helfen oder gemeinnützigen Zwecken oder privaten Nutznießungen dienen; aus der «Cöllner Capital Lotterie» gewann im Jahre 1758 der minderbemittelte Hafner Peter Rych aus Basel 10 000 Gulden. «Merckwürdig, daß dieser arme Rych wunderbarlich durch einen Vetter, welcher ihme anstatt einer Hochzeitsgab in obige Lotterie gelegt, nach seinem Geschlecht Rych worden ist!»

Der Bewilligungspraxis des Rates ist keine konsequente Liniensführung nachzuweisen. Je nach Gesuchsteller, Zeit und

Umständen beantwortete er die Anfragen positiv oder ganz oder teilweise abschlägig. Die ausgesprochenen Lotterieverbote sind nicht immer im Sinne des Gesetzgebers befolgt worden. So mußte eingeschritten werden, wenn Lose auch an Einheimische — und nicht nur an Fremde, wie bewilligt — verkauft wurden, oder wenn zugezogenen Agenten Unterkunft gewährt wurde. Aber auch der kleine Mann von der Straße war nicht selten geneigt, wenn ihn der Drang nach einem Geschäftchen plagte, dem Recht ein Schnippchen zu schlagen. Doch gelang es nicht immer, das wachsame Auge der Obrigkeit zu täuschen. So auch im Jahre 1788, als der Regierung zu Gehör kam, daß in der Stadt verschiedene heimliche Lotterien veranstaltet würden. Die hiefür zuständigen Herren der Reformation wurden deshalb angehalten, zu untersuchen, wie es sich in dieser Sache verhalte. Die verzeigten Personen wurden vernommen und gaben nachfolgende Aussagen zu Protokoll:

«Ich, Jungfrau Maria Barbara Beckel, habe eine Anzahl Nastücher, die mir vom Weber zu teuer berechnet wurden, in eine Lotterie gelegt. Den Ratschlägen von Verwandten entsprechend, habe ich diese nebst etwas Kleinkram durch 100 Billets à 6 Batzen zur Verlosung gebracht; der Wert der Preise mag sich auf 50 Neuthaler belaufen haben.

«Aus England habe ich, Mathis, Sohn des Bestäters, für gute Freunde baumwollene Strümpfe kommen lassen. Weil mir diese aber nicht abgenommen worden sind, habe ich 13 Paar verlost. Ich habe 105 Lose zu 5 Batzen verkauft, was der Höhe des Warenwertes gleichkommt.

«Schon einige Male habe ich, Freüler zu Hären, jedesmal um $\frac{1}{2}$ Dutzend façon ostindische Nastücher, welche ich vom Juden zu 18 Batzen das Stück habe erwerben können, eine Lotterie abgehalten. Es sind jeweilen 40 Billets à 3 Batzen abgesetzt worden, was einen bescheidenen Profit ergeben hat.

«Als Frau Scherb zu St. Johann habe ich letzthin über ein paar schöne Schnallen, die ich um einen Louisdor bekommen habe, durch 80 Zettel zu 2 Batzen — also um einen Louisdor — das Los ziehen lassen wollen. Es sind aber nur einige Billette von Frauen gekauft worden, welche damit ihre Mägde erfreuen wollten.

«Ich, der Schuhmachergeselle bei Frau David in der Tiefe, bestreite nicht, vor vier Wochen eine silberne Uhr im Wert von 9 Neuthaler mit 90 Billets à 4 Batzen ausgespielt zu haben. Das Objekt ist vom Schuhknecht bei Herrn Munzinger gewonnen worden.

«Auch ich Johannes Rocker, ebenfalls Schuhknecht aus der Pfalz, habe eine Lotterie durchgeführt. Ich habe ein Meerrohr mit Silber beschlagen, das mich $3\frac{1}{2}$ NT gekostet hat, durch 90 Billets à 2 Batzen verlost. Da ich nicht alle Zettel verkaufen können, mußte ich 22 übernehmen, was bewirkt hat, daß der Stock mir zugefallen ist.»

Sämtliche Vorgeladenen versicherten lebhaft, daß sie die Lotterie weder in schlechter Absicht, noch in Gewinnsucht aufgezogen hätten, sondern lediglich deshalb, weil sie ihre Utensilien auf bequeme Art hätten losschlagen wollen. Auch wäre ihnen nicht bekannt gewesen, daß dies untersagt sei. Es sei seltsam, daß man andern, mit demselben Behafteten, keinen Einhalt geboten habe.

Die Reformationsherren vermochten in ihrem Bericht diese Vorhalte nicht zu widerlegen, wiesen aber darauf hin, daß solche Anlässe just bedürftige Kreise zu unnützen Geldausgaben verleiten und daß beim Gesinde die Begierde nach dergleichen Glücksversuchen immer größer werde; auch ein von einer auswärtigen Lotterie an einen hiesigen Bürger ausgeschütteter beträchtlicher Gewinn steigere diese Unsitte. Eine umfassende Remedur sei am Platze. Es sei notwendig, Gesinde, Fabrikarbeiter und Handwerksburschen durch eine Publikation, die in Wirtshäusern angeschlagen werden solle, an das Verbot zu erinnern. — Was denn auch geschah.

Mit diesem bunten Querschnitt beschließen wir unsern beschaulichen Wandel durch das Lotteriewesen im alten Basel. Der heutige öffentliche Lotteriebetrieb hat nicht mehr viel Gemeinsames mit dem althergebrachten Glückshafen und seinen Sprößlingen. Aufgaben und Ziele sind nicht mehr dieselben wie ehemals. Dennoch aber pulsiert die Lotterie durch die moderne Welt, quicklebendig und anziehend, den neuen Bedürfnissen angepaßt, zur Freude der zahllosen Spieler und zum Wohle humaner Institutionen.